



elfriede

KRITISCHER ÜBERSCHUSS

Doris Bachmann-Medick, Autorin von „Cultural turns“ (siehe nebenstehenden Text), im Mail-Interview über den politischen Gehalt kritischer Kulturwissenschaften, neue Analysekategorien und die Herausforderungen der veränderten Welt nach 9/11 für die Kulturwissenschaften.

Welche Position kommt den „cultural turns“, die sich explizit gegen Essenzialisierungen und dichotomisches Denken wenden, im aktuellen politischen Umfeld zu?

Zunächst eine differenzierende Vorbemerkung: Die verschiedenen „Wenden“ und Neufokussierungen der kulturwissenschaftlichen Theorien entsprechen nicht etwa eins zu eins den „Wendungen“ der realen sozialen und politischen Vorgänge. Vielmehr vollziehen sie sich auf einer Reflexions- und Analyseebene. Und doch ist unübersehbar, dass besonders die Ereignisse des 11. September 2001 weltpolitische Reaktionen und Folgen ausgelöst haben, welche die Kulturwissenschaften nicht unberührt lassen oder lassen sollten. Aufschlussreich ist allein schon der Versuch, mit kulturwissenschaftlichem Blick das Großereignis des 11. September selbst in ein vielschichtiges Geschehen aufzubrechen. So werden z.B. die Medienwirkungen dieses Ereignisses betont, aber auch seine Folgen für eine weltweite Symbolpolitik. Im Zuge des „spatial turn“ wird zudem seine weitreichende Veränderung der globalen Raum-Ordnung erkannt. Durch die Linse des „iconic turn“ wiederum sieht man, wie in den einstürzenden Twin Towers die Macht der Bilder kulminiert. Der 11. September hat sich sehr bald zu einem inneren Bild, ja zu einem „Geschichtszeichen“ (H. D. Kittsteiner) verdichtet. Eben deshalb liegt es nahe, seine Inszenierungsgewalt performativ zu analysieren (vgl. „performative turn“). Auch an diesem spektakulären Brennpunkt wird deutlich: Die kulturwissenschaftlichen „turns“ vervielfältigen die Analysemöglichkeiten und Deutungsperspektiven auch der politischen Wirklichkeiten und unterhöhlen zugleich deren gesellschaftliche Deutungshoheiten.

Kulturwissenschaftliche Theoriewenden fallen aber keineswegs vom Himmel. Nicht aus Theorielaboren, sondern aus den Problemkonstellationen der Alltagswirklichkeit und der sozialen und politischen Vorgänge selbst gewinnen sie ihre neuen Fokussierungen und Leitvorstellungen, die sich wiederum zu Problemlösungsstrategien entfalten lassen. Dennoch verharren die Kulturwissenschaften keineswegs am Gängelband der realen Entwicklungen. Ihr Reiz und ihr kritisches Potenzial liegen ja gerade darin, dass sie nicht nur auf bloße Wirklichkeitsbeschreibungen und nachträgliche Analysen beschränkt sind. Sie entwickeln vielmehr immer wieder neue, Augen öffnende Analysekategorien, um gerade die veränderten Verhältnisse besser beschreiben und reflektieren zu können. Was den Einfluss des 9/11 auf die Kultur-

wissenschaften betrifft, sollte man sich allerdings nicht allzu sehr fixieren auf weltpolitische Großereignisse. Diese sind eher spektakuläre Spitzen eines Eisbergs, die dazu zwingen, sich mit ihrem Fundament auseinanderzusetzen und damit den andauernden Tiefenstrukturen des weltgesellschaftlichen Konfliktpotenzials auf die Spur zu kommen.

Wie kann eine solche Auseinandersetzung aussehen?

Die Kulturwissenschaften entwickeln in erster Linie Konzepte und Kategorien, um zunächst einmal den Horizont für eine solche Auseinandersetzung abzustecken und diesen Horizont über die vorherrschende westliche Perspektive hinaus zu öffnen. Vor allem in einer Zeit, in der nationalstaatliche Denk- und Handlungsrahmen immer brüchiger (und zugleich doch erneut beschworen) werden, erscheint ein Rückzug auf in sich geschlossene Kulturverhältnisse nicht mehr möglich. Alte Analysekategorien wie Geist, Identität, Tradition usw., die eher geschlossene Zusammenhänge voraussetzen, sind weniger geeignet zur Analyse globalisierter Vernetzungs- und Vermischungsverhältnisse in transnationalen Macht- und Konfliktbeziehungen. Was man heute braucht, sind Grenzbegriffe, Übersetzungsbegriffe, Beziehungsbegriffe (vgl. „translational turn“).

Aber was nützen solche Begriffe, wenn die Wirklichkeit nicht mithält? Was nützen alle wohlgemeinten anti-essenzialistischen Konzepte von Grenzüberschreitung, wenn physisch-geografische Grenzen auf der einen Seite aufgehoben, auf der anderen Seite doch wieder stärker gezogen werden, wenn kulturelle Abgrenzungen und kultureller Separatismus erneut aufbrechen? Driften die kritischen Kulturwissenschaften dann nicht doch in utopische Regionen ab, bilden sie eine wissenschaftliche „Parallelgesellschaft“ zur Wirklichkeit?

Dies könnte auf den ersten Blick so erscheinen, doch: die anti-essenzialistischen, identitätskritischen, anti-naturalistischen Ansätze der Kulturwissenschaften, die sich in der Wirklichkeit nicht immer wiederfinden, sind eben nicht „wohlgemeint“. Alle „turns“ gewinnen ihren Wirklichkeitsgehalt erst, wenn sie nicht von vornherein „harmonistische“ Unterstellungen machen, wenn sie z.B. nicht blindlings vom Übersetzen als Brückenbauen und Kulturverstehen oder von interkulturellem Dialog als „Austausch“ ausgehen, sondern wenn sie die Existenz kultureller Differenzen anerkennen: die Existenz von Rassismus, kulturellem Missverstehen, von Gewaltbeziehungen und Machtasymmetrien. Die geschärften Analysekategorien der „cultural turns“ geben den Kulturwissenschaften ein wichtiges Fundament für eine Gegenwartsdiagnose, ohne diese zu vermischen mit Festschreibungen von Wirklichkeitstendenzen oder gar mit Prognosen. Erst von da aus gewinnt die konzeptuelle kulturtheoretische Arbeit die Chance, nicht in der Rückkopplung an die Realitätsverfassung aufzugehen,

sondern die kritische Überschüssigkeit ihrer Konzepte zu nutzen – um z. B. auch in vermeintlichen „clash of civilizations“-Situationen nach Gelenkstellen zu suchen, die Aushandlungen statt Zusammenprall ermöglichen.

Wie können diese neuen möglicherweise produktiven Ansätze in die Sphäre der Öffentlichkeit und der politischen Entscheidungen hinein vermittelt werden?

Es ist auffällig, wie stark heutzutage politische Zusammenhänge durch eine kulturelle Linse wahrgenommen werden. Dabei ist es in der Tat erstaunlich, wie wenig sich die Sphäre der Politik für kulturwissenschaftliches Wissen öffnet. Gerade für Probleme von Migration und Integration würden kulturwissenschaftliche Ansätze und Einsichten weiterführen, um nicht immer wieder auf Kategorien „von gestern“ – wie Identität, Tradition, Integration als Assimilation, Dialog als Austausch usw. – zurückzufallen. Die Schere zwischen kulturwissenschaftlichen Erkenntnissen und politischer Entscheidung klappt in Wirklichkeit erschreckend weit auseinander. Da stellt sich schon die Frage: Können die Kulturwissenschaften und ihre „turns“ angesichts dieser Lage überhaupt „Nachhaltigkeit“ gewinnen? Ich meine Ja. Ein erster Schritt könnte von der Eigenart der kulturwissenschaftlichen Untersuchungsbegriffe ausgehen, die ja nicht nur analytisch-beschreibend sind, sondern auch konzeptuell und operativ. Das heißt, indem man einen Sachverhalt mit neuen Analysekategorien betrachtet, wird dieser selbst überhaupt erst hervorgebracht, mit neuen Bedeutungen versehen oder verändert. Indem die „cultural turns“ als kulturreflexive Theorieeinstellungen auftreten, sind sie immer schon an der Herstellung von Kultur beteiligt. Und so macht es eben einen Unterschied, ob man Kultur als einheitliches, territorial verankertes Gebilde auffasst, mit nationalen Grenzen, Traditionsbindungen, fester Identität usw., oder eher als ein Vermischungsprozess, ob man Kultur als Dimension von Sinnstiftung und Bedeutungsreflexion auffasst oder als Rahmen für die Aushandlung von Differenzen, von Gegenteilstendenzen und Subtexten, die in einer gesellschaftlichen Lage eben mehr zu erkennen geben als nur herrschende Meinungen und dominierende Entwicklungsachsen. Solche Ansätze kommen allerdings erst in den Blick durch die geschärften Kategorien der kulturwissenschaftlichen Forschungseinstellungen. Die Fokussierungen, die durch die „turns“ ausgelöst werden, geben also der Frage nach der Politik der Kulturwissenschaften noch eine weitere Drehung: Inwieweit beeinflussen die Kulturwissenschaften von sich aus das aktuelle politische Umfeld? Direkte Handlungsanweisungen sind hier keineswegs zu erwarten, wohl aber theoretisch-konzeptuelle Entwürfe für neue, interkulturell handhabbare Denk- und Handlungsrahmen. Entscheidend ist auch die Entwicklung konkreter neuer Analysekategorien (Raum, Bild, Inszenierung, Bedeutung, Übersetzung usw.) auf dem Feld der „cultural turns“. Denn sie fokus-

ENGAGIERTE KULTURWISSENSCHAFT

Im Mai hat sich in Berlin eine „Praxisorientierte Wissenschaftsinitiative für Kulturanalyse und -theorie“ (www.prowikant.org) gegründet, die JungwissenschaftlerInnen quer zu den Disziplinen und jenseits des Mainstreams vernetzen und mobilisieren will. Solche Initiativen zeigen, dass eine sich kritisch verstehende Kulturwissenschaft zumindest in Bewegung ist und implizit noch an den Anspruch der Cultural Studies anzuschließen scheint, politisch zu agieren und zu intervenieren. Zwei Seiten über die gesellschaftskritischen Potenziale der Kulturwissenschaften.

sieren die Kulturreflexion und eröffnen damit zugleich konkretere Anschlussfelder für den globalen Vergleich und Verkehr der Kulturen. Gerade hier finden sich wichtige öffentlichkeitswirksame Gelenkstellen. Immerhin sind es Medien wie Zeitungen, Fernsehen und Filme, die solchen kulturwissenschaftlichen Konzepten ein blickveränderndes Vokabular abgewinnen können.

Es geht also nicht mehr länger um „Kultur“ im engeren Sinne.

Nein, denn es ist entscheidend, dass die „cultural turns“ kulturelle Erklärungsmuster nicht isolieren, sondern sie immer wieder auf politische und ökonomische Bedingungen rückbeziehen. Denn indem die Kulturwissenschaften kulturelle Praktiken in den Blick nehmen, können sie zugleich kritisch aufdecken, wie heutzutage fast alles durch eine kulturalistische Brille wahrgenommen und damit verengt wird, wie Weltkonflikte kulturalisiert als Kulturkonflikte wahrgenommen werden und warum ein festbetoniertes Kulturverständnis (wie es Samuel Huntington vertritt) nur einen „clash“ erkennen kann, nicht aber die Möglichkeit von Übersetzungs- und Vermischungsprozessen, von dynamischen, vielstimmigen, durchaus in sich widersprüchlichen Konstellationen.

Interview: *i. L.

Das ungekürzte Interview gibt es auf www.malmoe.org

VORSTADT IM KOPF

Brennende Autos und Straßenkämpfe: Jeden Banlieue-Film von RegisseurInnen mit maghrebinischem Background für autobiografisch oder gar dokumentarisch zu halten, ist ein Fehler, der auch in der akademischen Rezeption lange genug begangen wurde. Einen Ausweg bietet die kulturwissenschaftliche Genreanalyse.

Das Filmfestival in Cannes bringt im Jahr 1995 einen Skandal- und Überraschungserfolg mit sich: Mathieu Kassovitz' „La haine“ („Hass“), der als einer der ersten die Situation in den französischen Vorstädten zum Thema macht, erhält den Preis für die beste Regie. Im selben Jahr werden dem Film weitere Auszeichnungen bei den französischen Césars und beim europäischen Filmpreis Felix verliehen. Der Film trifft offensichtlich den Nerv der Zeit, in der Unruhen – denn diese sind nicht neu – regelmäßig in den Nachrichten auftauchen, immer mehr ins Blickfeld der Gesellschaft. „La haine“ wird zum Paradebeispiel eines neuen Zweiges des französischen Kinos erklärt, des „cinéma de banlieue“, wobei sich in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung in der Folge der problematische, da rassistische Begriff „cine beur“ etabliert.

Bezeichnend ist allerdings die Rezeption des Films: Die französische Regierung organisiert eine Vorstellung für das Kabinett, um sich Klarheit über die Situation in den Vorstädten zu verschaffen. „La haine“ wird als Tatsachenbericht gelesen, fiktionale Elemente werden ausgeblendet. Die unreflektierte Aufnahme des Films bringt ein tiefergehendes Problem zum Ausdruck, das nicht nur zu einem gesellschaftlichen, sondern auch zu einem wissenschaftlichen wird. Die reduzierte mediale Wahrnehmung von „beur“-Filmen setzt sich in deren akademische Rezeption fort, die sich einer-

seits in ebendiesen undifferenzierten Umgang einschreibt, andererseits nicht oder nur unzureichend auf den gesellschaftlichen Kontext eingeht.

Als Vorläufer des „cine beur“ trifft schon auf „La haine“ zu, was für zahlreiche Filme des gerade entstehenden Genres gelten wird: Erfüllt der/die AutorIn des Films das Kriterium der nordafrikanischen Abstammung, so wird sein Film auch im akademischen Kontext als „beur“ stigmatisiert und als autobiografisch abgetan, was die Beschäftigung damit vorhersehbar mache. Im Gegensatz dazu zeigte sich die Kritik bei „beur“-Filmen von AutorInnen nicht maghrebinischer Herkunft viel eher zu einer Auseinandersetzung bereit. Das Denken in Binarismen, das gerade eine (kultur-)wissenschaftliche Analyse abgelegt haben sollte, zeigt sich so als noch lange nicht überwunden.

Wie kann solchen Entwicklungen nun entgegengewirkt werden? In ihrer Untersuchung „Cinéma beur“ unternimmt die Romanistin Cornelia Ruhe den Versuch, dem durch die Einbettung der „beur“-Filme in eine Genreanalyse entgegenzusteuern. Das Anliegen, diese Filme als Genre zusammenzufassen, so ihre These, könne eine Alternative zu dem in den Kulturwissenschaften längst überholten Ansatz eines biografischen Reduktionismus bieten. Merkmale eines Genres seien neben selbstreflexiven und intertextuellen Bezügen auch das Verwenden bestimmter kanonisierter Muster, an denen Settings, ProtagonistInnen und Situationen ausgerichtet werden, und derer sich auch das „cine beur“ bedient. Die Abarbeitung an diesen standardisierten genretypischen Elementen ist es gerade, die die Herkunft der AutorInnen in den Hintergrund treten lässt, da sie unabhängig von selbst Erlebtem „frei“ zugreifbar sind.

Kommt den „beur“-Filmen so einerseits der Verdienst zu, die Banlieues zunehmend sichtbar zu machen, so geschieht dies andererseits oft mit stereotypisierten Bildern, die sich in den Köpfen der ZuschauerInnen als äußerst hartnäckig erwei-

sen. Arbeitslosigkeit, Gewalt, Drogen, Prostitution – die Assoziationen zu den Vorstädten wurden vom „genre beur“ zunächst untermauert. Dem Argument, dass nur aus einer solchen Rekonstruktion der Erwartungen heraus eine Dekonstruktion dieser Stereotype möglich sei, wird entgegengehalten, dass ebendiese dadurch affirmiert werden und so wiederum in einem Looping Rückwirkungen auf die mediale Wahrnehmung der französischen Peripherie haben. So ergibt sich ein Spannungsfeld aus Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Vorgängen, künstlerischer, medialer und wissenschaftlicher Verarbeitung, das durch den ambivalenten Umgang mit Stereotypen die Reduktion auf die brennenden Vorstädte in den Köpfen festschreibt und gleichzeitig problematisiert.

Beklagt Ruhe die Verortung der Rezeption von Immigrationsliteratur in „einem eigenartigen Zwischenraum zwischen Soziologie, alltagsweltlichem Wissen und Literaturwissenschaft“, so ist es gerade dieser fruchtbare Raum, an dem angesetzt werden sollte, um einen weiteren Reduktionismus zu umgehen. Diese Verbindung von „Genretheorie und Postkolonialismus“, die Ruhe für das „cine beur“ konstatiert, erfordert nicht nur von Seiten der RegisseurInnen, sondern auch von Seiten der Wissenschaft eine kontinuierliche Abarbeitung an Stereotypen, um einer Festschreibung entgegenzuwirken. Doch offenbar – das zeigt Ruhes Kritik – gibt es im akademischen Diskurs selbst noch genug zu dekonstruieren.

Cudrun Rath

Cornelia Ruhe „Cinéma beur. Analysen zu einem neuen Genre des französischen Films“, UVK 2006

NAMEN UND TEXTE, TURNS UND PEER GROUPS

4 Varianten des kulturtheoretischen Einstiegs

Als im Dezember in Wien eine Austromarxismus-Konferenz mit dem klingenden Untertitel „Vision – Politik – Bewegung – Kultur“ über die Bühne ging, staunte man nicht schlecht, dass von 15 inhaltlichen Panels nicht eines dem Thema Kultur im engeren Sinne gewidmet war. Was auch immer die Gründe dafür gewesen sein mögen, und so sehr die veranstaltenden MarxistInnen sich damit in eine alte Tradition der Unbeholfenheit im Umgang mit dem Kulturellen eingeschrieben haben, es ist in jedem Fall sachlich schlicht unhaltbar, die austromarxistischen Kulturstudien derart unter den Tisch fallen zu lassen. Dies ist auch einer letztes erschienenen, sehr lesenswerten Untersuchung von Günther Sandner mit dem Titel „Engagierte Wissenschaft“ zu entnehmen, die eben diese Kulturstudien mit den frühen britischen Cultural Studies in Bezug setzt. Das Buch findet hier deshalb Erwähnung, weil sich die einzelnen Kapitel auch vortrefflich als Einführung in die Materie gebrauchen lassen.

Nun sind zwar die Welten nicht gering, die zwischen den Cultural Studies und dem liegen, was sich im deutschen Sprachraum so alles unter dem Label Kulturwissenschaften tummelt, doch kann als verbindend zumindest festgehalten werden, dass am Beginn der jeweiligen wissenschaftlichen Paradigmenwechsel eine folgenreiche Reformulierung des Kulturbegriffes steht, und zwar im Sinne einer Erweiterung. Die von marxistischen Anliegen und Prämissen inspirierten Cultural Studies führt diese Auseinandersetzung zum dialektischen Verhältnis von Sein und Bewusstsein, und Kultur wird – mit Gramsci gesprochen – in Basis und Überbau verortet, während die unpolitischen „Kulturwissenschaften“ die Auseinandersetzung mit mentalen Dimensionen von Kultur oder gesellschaftlichen Sinngewebungen bemerkenswerter Weise nicht an Gramsci denken lässt. Dennoch steht der „cultural turn“ in den Geisteswissenschaften, der Kulturtheorie somit stärker zu einer Wissenschaft des Sozialen

macht, für eine Abkehr von positivistischen und ökonomistischen Denkstrukturen.

Wenn das Symbolische am Sozialen, „Kultur als Text“ wahrgenommen wird, dann stellt ein solcher „turn“ keine additive Erweiterung des Forschungsfeldes dar, sondern werden wissenschaftliche Perspektiven als solche verschoben, und die damit erschlossenen Gegenstände selbst zur neuen Analysekatgorie, wie Doris Bachmann-Medick in ihrem Buch „Cultural turns“ schreibt: Es „kommt zu einem entscheidenden Wechsel der kategorialen Ebene oder gar zu einem konzeptuellen Sprung“. Dieses Umschlagen wird sieben „turns“ zugeordnet, etwa einem „postcolonial“ oder „spacial turn“ (siehe nebenstehendes Interview). Dieser Sprachduktus ist Geschmackssache, und nicht immer ist die Sortierung der Ansätze und Debatten in dieses Raster stringent, doch macht das Buch die kulturwissenschaftlichen (methodologischen) Debatten der letzten Jahrzehnte gut zugänglich und ermöglicht damit einen qualifizierten Ausblick auf weitere Entwicklungen.

Bestseller Kulturtheorie

Einen traditionelleren Weg der Einföhrung scheint hingegen Wolfgang Müller-Funk in seiner „Kulturtheorie“ zu beschreiten, die nach Methoden und Fragen sowie deren Vertretern sortiert ist. Doch nur auf den ersten Blick: Denn der Autor präsentiert Themen wie „Psychoanalyse“ oder „Kritische Theorie als Kulturtheorie“ nicht über die x-te Einführung in Freud oder Benjamin, sondern stellt einzelne ausgewählte Schlüsseltexte äußerst detailliert vor und bietet damit jeweils gut lesbare konzise Einstiege über geschickt ausgerichtete Schlaglichter auf das Werk. Müller-Funk bekennt dabei, sowohl Autoren wie auch Texte sehr subjektiv gewählt zu haben, womit es nicht „nicht nur eine, sondern seine Einführung“ ist. Die Präsentationen sind jeweils mit einem kleinen Anhang möglicher Kritikpunkte versehen, „weil Kritik das

konstituierende Prinzip von Wissenschaft und gesellschaftspolitischer Praxis ist.“ Der Anspruch Präsentation und Bewertung ganz voneinander zu trennen, kann aber nichts als fiktiv sein, und er wird auch an vielen Stellen des Buches nicht eingelöst. Nicht unproblematisch ist die Selektion zudem, wenn davon auszugehen ist, dass ein solcher Band von Studierenden selbstverständlich wie ein herkömmliches Überblickswerk benutzt wird: Sie kriegen dann etwa einen guten Einblick in Stuart Halls kritische Auseinandersetzung mit seinem theoretischen Background, würden aber z.B. nie erfahren, dass die Cultural Studies nicht nur im Umfeld der Erwachsenenbildung entstanden sind, sondern sich auch intensiv mit Arbeiterbildung und deren Zusammenhang mit radikaler Politik auseinandersetzen.

Diesem Komplex widmet Günther Sandner hingegen in seinem erwähnten Vergleich breiten Raum, und gerade die Formierung eines Theoretikers wie Raymond Williams, der das Zusammenwirken von kultureller Theorie und Praxis stets im Auge hatte, wird dadurch erst schlüssig: Bei ihm ist das Politische kulturell und „culture a whole way of life“.

Diesen gern zitierten Slogan machen auch die HerausgeberInnen von „Culture Club II“ zum Motto ihrer Kompilation, mit der sie an den überaus erfolgreichen ersten Teil anschließen und nun unter der thematischen Klammer der Klärung des Kulturbegriffes weitere 16 Porträts von „Klassikern der Kulturtheorie“ nachreichen, die es „allemaal verdient haben“, in den Club aufgenommen zu werden. Da das Sequel aber nicht von vornherein geplant war, wirft das freilich ein eigentümliches Licht auf Band 1, damit teilen diese Bücher das Dilemma aller mehrteiligen Best-Of-Compilations.

„Culture Club“ ist ein Bestseller, „Cultural turns“ schon in der zweiten Auflage, und auch „Kulturtheorie“ geht dem Vernehmen nach weg wie nix: Diese Einföhrungen boomen, und trotz ihrer

Qualität nährt das den unangenehmen Verdacht, dass damit eine Wikipedisierung des kulturwissenschaftlichen Nachwuchses zum Ausdruck kommt. Angesichts des nicht ganz unbegründeten Vorurteils vom eklektizistischen theoretischen Dünnbrettbohren in den Cultural Studies kein angenehmer Gedanke.

Ingo Lauggas

Günther Sandner „Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kulturstudien und die Anfänge der britischen Cultural Studies“, LIT-Verlag 2006

Doris Bachmann-Medick „Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften“, 2. Auflage, Rowohlt 2007

Wolfgang Müller-Funk „Kulturtheorie. Einführung in Schlüsseltexte der Kulturwissenschaften“, Francke 2006

Martin Hofmann. u.a. (Hg.), „Culture Club II. Klassiker der Kulturtheorie“, Suhrkamp 2006